

Wolfgang Kirsch

Die hagiographische Versepiik in karolingischer Zeit – Probleme ihrer historischen Darstellung

Die Interessen Reimar Müllers sind das, was man in Wissenschaftlerbiographien ‚weitgespannt‘ zu nennen pflegt. Davon zeugen schon allein seine beiden im vergangenen Jahrzehnt erschienenen umfangreichen Monographien *Anthropologie und Geschichte: Rousseaus frühe Schriften und die antike Tradition* (1997) und *Die Entdeckung der Kultur: Antike Theorien von Homer bis Seneca* (2003). Die Titel lassen zugleich die Hauptgegenstände seines Lebenswerks erkennen: das philosophische Denken in den im weiteren Sinne klassischen Perioden der griechischen und römischen Literatur und dessen Rezeption im klassischen europäischen Schrifttum des XVIII. und XIX. Jahrhunderts. Von den Stoffbereichen der Beiträge zum heutigen Kolloquium steht somit der des meinen dem Jubilar am fernsten, oder, um es deutlich auszusprechen: er steht ihm fern. Immerhin hat der von Müller so hochgeschätzte Johann Gottfried Herder im Jahre 1797 einen kurzen, aber wesentlichen anti-rationalistischen, psychologisierenden und historisierenden Aufsatz *Über die Legende*¹ veröffentlicht (und um Legenden im weitesten Sinne handelt es sich bei allen hier in Rede stehenden Dichtungen oder genauer: bei ihren Vorlagen). Hier äußert er sich zu ‚Wahrheit‘, ‚Zweck‘ und ‚Vortrag der Legenden‘ (und sagt – ganz nebenbei – Wichtiges zur Beurteilung des mittelalterlichen Latein in seiner Funktionalität und Vielfalt). Ziel dieses Aufsatzes ist es nicht, „das Studium der Legende unbedingt anzuempfehlen“, doch sollte „der Gesichtskreis bezeichnet werden, in welchen die Legende gehört.“ Wenn nun Herder auch die Entstehung von Legenden verklärt, so trägt er doch Wichtiges zu ihrer angemessenen Bewertung bei. „Die Geschichte der mittleren Zeit,“ schreibt Herder, „kann das Studium der Legenden so wenig als das der Chroniken entbehren [...]. Die geheime, innere Denkart der

1 J. G. Herder, *Über die Legende*. In: H. D. Irmscher (Hrsg.), *Johann Gottfried Herder: Schriften zu Literatur und Philosophie 1792-1800*. (in: J. G. Herder, *Werke in zehn Bänden*, Bd. 8). Frankfurt/Main 1998, S. 173-184, Kommentar S. 1032f. (hier das Zitat).

christlich gewordenen Völker, ihren Wahn, Aberglauben, Schwachheiten, kurz den *dunkeln Grund ihrer Seele* <hervorgehoben von Herder> lernt man aus mancher Legende mehr kennen, als in diesen Zeiten aus ihrer sämtlichen Staatsgeschichte.“ In diesem Geist wird heute über Wert und Unwert einer Legende weniger nach Maßgabe der Zuverlässigkeit ihres historischen, insbesondere biographischen Faktenmaterials als auf Grund ihrer kultur-, sozial- und *mentalitätsgeschichtlichen* Aussagekraft geurteilt.

In Erwägung nun, daß einen Wissenschaftler nicht jedes wissenschaftliche Ergebnis interessieren kann, wohl aber jede wissenschaftliche Fragestellung, will ich hier nicht über Resultate meiner Arbeit sprechen, die ohnehin in zwanzig Minuten nicht einigermaßen sinnvoll darstellbar sind, sondern über einige wenige Probleme allgemeinerer Art, die sich mir bei der Arbeit stellten und stellen.

Vor drei Jahren konnte ich Ihnen die ersten beiden Teilbände meines Buches *Laudes sanctorum: Geschichte der hagiographischen Versepike vom IV. bis X. Jahrhundert* vorstellen, die vom IV. bis VIII./IX. Jahrhundert reichen². Nun geht es um die Fortführung und den Abschluß des Buches, um die Entwicklung vom VIII./IX. bis X. Jahrhundert.

Um Ihnen eine ungefähre Vorstellung von dem Umfang des zu bearbeitenden Corpus zu vermitteln, zunächst einige Zahlen: Es handelt sich um rund fünf Dutzend erzählende hagiographische Dichtungen von 40 bis 20.000, insgesamt etwa 50.000 Versen. Das Adverb ‚etwa‘ deutet auf Schwierigkeiten bei der Abgrenzung hin. Sie sind auch, aber zum wenigsten inhaltlicher und formaler Art, so daß ich diese heute aus Zeitgründen übergehen kann.

Problematisch ist die Bestimmung des Zeitrahmens, genauerhin der abschließenden Periodengrenze. Die Obergrenze nämlich ergibt sich aus dem Überlieferungsbefund. Das Martinsepos des Venantius Fortunatus (573/575) ist die letzte hagiographische Großdichtung der Spätantike. Die spätantike spanische Dichterschule des VII. Jahrhunderts hat ebensowenig wie die frühmittelalterliche irolateinische hagiographische Großdichtungen hervorgebracht. Die angololateinische Dichtung des VII. bis IX. Jahrhunderts mit den hagiographischen Großdichtungen vor allem Aldhelms, Bedas und Alkuins und ihrer Nachahmer ist eine Erscheinung sui generis, wenn sie auch die kontinentale Entwicklung prägen sollte. Auf dem Kontinent selbst entsteht mit dem *opus geminum* des Bischofs Vulfinus von Die über seinen Vorgänger

2 Stuttgart 2004 (Quellen und Forschungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, Bd. 14, I, 1 und 2).

Marcellus erst zu Beginn des IX. Jahrhunderts wieder eine größere (398 Verse umfassende) erzählende Heiligendichtung; zwischen der letzten spätantiken und der ersten mittelalterlichen erzählenden hagiographischen Versdichtung liegen also fast 250 Jahre. Einen ähnlich markanten Einschnitt in der Literaturproduktion gibt es danach nicht wieder, und da auch der Übergang von den Karolingern auf die nächstfolgende Herrscherdynastie zu unterschiedlichen Zeiten erfolgt (911 bzw. 987), wird der Zäsursetzung stets etwas Willkürliches anhaften (Brunhölzl setzt den Einschnitt Ausgang des IX. Jahrh., Berschin 920, Manitius Mitte des X. Jahrh.³).

Andererseits hat die Bindung der Periodisierung der Geschichte der hagiographischen Versepi^k an die karolingische Dynastie durchaus ihre innere Berechtigung. Zwar beobachten wir eine administrative, legislative, kirchliche (den Bibeltext, die Liturgie, die klösterliche Ordnung und anderes betreffende) und in diesem Zusammenhang auch schulisch-sprachliche Erneuerungs-, Vereinheitlichungs- und Korrekturpolitik schon früher als in der Francia im langobardischen Bereich, zumal in Pavia und Benevent, zwar werden karolingische Herrscher relativ selten als Inspiratoren hagiographischer Großdichtungen benannt (Karl der Große übrigens nicht, im Gegensatz dazu jedoch einer seiner Enkel, Karl der Kahle [823-877]), wohl aber haben die im Interesse der Reichseinheit betriebene Wirtschafts- und Kulturpolitik *und* das persönliche Interesse einiger Herrscher für Literatur- und Kunst sich unter den Karolingern positiv auf die Entwicklung von Kirchen, Klöstern, Schulen und damit der Literatur, auch der Dichtung ausgewirkt, und das angesichts der Größe des Herrschaftsgebietes in beträchtlicher Breite.

Im Jahre 818 z. B. erreichte Ludwig der Fromme in Landévenec und vermutlich auch in anderen Klöstern der Bretagne die Ablösung des irokeltisch geprägten Mönchtums durch das benediktinische (und damit – unausgesprochen – die Durchsetzung seiner Bildungsvorstellungen). Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Blüte der hagiographischen Literatur in der Bretagne und das Auftreten eines hagiographischen Schriftstellers und Dichters, des schulbildenden Wurdestin von Landévenec in der zweiten

3 F. Brunhölzl, *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters*. Bd. 2: *Die Zwischenzeit vom Ausgang des karolingischen Zeitalters <d. i. Ausgang des IX. Jahrh., Ki.> bis zur Mitte des elften Jahrhunderts*. München 1992; W. Berschin, *Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter*. Bd. 3: *Karolingische Biographie: 750-920 n. Chr.* (Quellen und Untersuchungen zur lat. Philologie des Mittelalters, Bd. 10). Stuttgart 1991; M. Manitius, *Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters*. 1. Teil: *Von Justinian bis zur Mitte des zehnten Jahrhunderts*. (Handbuch der klass. Altertumswissenschaft, Bd. 9, 2. Abt., 1. Teil). München 1911.

Hälfte des IX. und die Entstehung einer metrischen Vita des hl. Samson in Dol zu Beginn des X. Jahrh. *eine* Fernwirkung dieses an sich kirchenpolitischen Vorgangs ist.

Es ist überhaupt eindrucksvoll zu beobachten, an wie vielen Orten im IX./X. Jahrhundert mehr oder weniger umfangreiche hagiographische Dichtungen entstehen. Ich zähle an die 30 Klöster und Bischofssitze, über zwei Drittel davon im westlichen Frankenreich gelegen, und hier wiederum mit einem deutlichen Übergewicht nördlich der Loire. Dabei handelt es sich nicht nur um die großen alten Bischofssitze wie Lyon, Auxerre, Reims und Sens sowie um dem Königtum eng verbundene Abteien wie St-Germain-des-Prés, St-Denis, St-Amand (in Nordfrankreich) und Fleury (St-Benoît-sur-Loire), sondern auch – wie erwähnt – um das kleine Die am westlichen Alpenrand, das noch kleinere Landévennec und den Bischofssitz Dol am Atlantik. Und wo man wie im südfranzösischen Castres nicht selbst dichten konnte, da empfand man doch das Bedürfnis nach würdiger Verherrlichung des Patrons und bat einen Mönch aus St-Germain-des-Prés um die literarische Würdigung der Translatio der angeblichen Reliquien des heiligen Vincentius.

Allerdings bilden sich an den wenigsten Orten Traditionen hagiographischer Versepike aus, während solche prosaischer Hagiographie mehrfach entstehen, und nur wenige Autoren haben mehr als eine hagiographische Großdichtung geschaffen – Hrotsvit von Gandersheim gehört auch in dieser Beziehung zu den Ausnahmefällen. Fraglos haben die Raubzüge der Magyaren zwischen 899 und 933 in Mittel- und Westeuropa, die Normanneneinfälle des IX. Jahrh. in Britannien, Irland und an der Atlantikküste bzw. in Küstennähe vielversprechende Entwicklungen abgebrochen, z. B. in St-Maixent (-l'École) im Poitou, wo vor 857 eine über 1200 Hexameter umfassende Vita Leodegars entstanden war, die Mönche aber sich, die Reliquien und mit ihnen die Viten des Heiligen 865/66 in die Auvergne flüchten mußten (ähnlich erging es 913 Landévennec und Dol), doch haben auch innere Gründe, zumal die Auseinandersetzungen zwischen den spätkarolingischen Herrschern, zu diesen Abbrüchen geführt.

Das konservative, traditionsorientierte Klima der karolingischen Kultur hatte freilich nicht nur positive Auswirkungen. So konnte sich die modernere, der Sprachentwicklung angemessenere sogenannte rhythmische, d. h. akzentuierende, nicht silbenmessende, sondern silbenzählende Dichtung nicht recht entfalten, so daß nur wenige solcher hagiographischer epischer Dichtungen auf uns gekommen sind.

Größte Schwierigkeiten stehen einer zentralen Aufgabe der Literaturgeschichtsschreibung im Wege, der ästhetischen Wertung der besprochenen Dichtungen. Sie sind, um ein modernes Wertungskriterium zu nennen, weit davon entfernt, ‚autonom‘ zu sein, vielmehr sind sie in ihrer Funktion, in der Wahl des Stoffes, in den Möglichkeiten der Stoffgestaltung und sprachlichen Formung von außen bestimmt – durch religiöse und kirchenpolitische Zielsetzungen, durch schriftliche Vorlagen und literarische Traditionen. Welche Martyrerpassion, welches Heiligenleben, welche *Translatio* metrisch bearbeitet wird, unterliegt kaum je der freien Entscheidung des Dichters, ist in aller Regel nicht von ihrer historischen oder psychologischen Interessantheit oder Besonderheit, nicht von ihrer erzählerischen Ergiebigkeit abhängig, sondern wird durch den Auftraggeber oder schlicht durch das Patrozinium des Klosters oder der Kirche bestimmt, denen der Dichter angehört oder für die er arbeitet.

In aller Regel handelt es sich um *sekundäre* Literatur in dem Sinne, daß dem Dichter eine Prosafassung der *Passio*, *Vita* oder *Translatio* vorliegt, die er in eine Versfassung umschafft, weshalb die französischen Kollegen das Ergebnis seiner Tätigkeit neuerdings als *versification* unter dem Oberbegriff der *réécriture*⁴ subsumieren, einem Begriff, der freilich eine Textgruppe ober- oder unterhalb der Gattungsschwelle, wie Sie wollen, konstituiert. In ganz wenigen Fällen – bei der Dichtung des Walahfrid Strabo auf den Iren Blathmac und bei der Hrotsvits von Gandersheim auf den Spanier Pelagius, die beide relativ kurz nach dem Tod der jeweiligen Martyrer entstanden sind – kann man vermuten, daß es eine Prosavorlage nicht gab, doch sind wir auch hier nicht sicher. Damit aber ist nicht nur der Stoff, sondern mit ihm sind der Handlungsaufbau, die Schwerpunktsetzung, sind das Heiligkeitskonzept und die Charaktere vorgegeben, und selbst die Darstellung zeitgenössischer Heiliger folgt den traditionellen *Topoi* des Martyriums und der Heiligkeit.

Auch die sprachliche Gestaltung gerade der hexametrischen Dichtung ist durch deren Tradition bestimmt. Auf diese Weise werden die Dichtungen ziemlich papieren, schmecken häufig, ja fast in der Regel nach Schule, unab-

4 Vgl. hierzu den Sammelband M. Goulet/M. Heinzelmann (Hrsg.), *La réécriture hagiographique dans l'occident médiéval. Transformations formelles et idéologiques*. (Beihefte der Francia, Bd. 58). Ostfildern 2003, und hier besonders auf den Seiten 110-144 den Beitrag von M. Goulet, *Vers une typologie des réécritures hagiographiques, à partir de quelques exemples du Nord-Est de la France. Avec une édition synoptique des deux Vies de saint Evre de Toul*, hier zur *versification* S. 119; sowie: M. Goulet, *Écriture et réécriture hagiographiques. Essai sur les réécritures de Vies de saints dans l'Occident latin médiéval*. (Hagiologia, Bd. 4). Turnhout 2005.

hängig davon, ob es sich um Arbeiten von Schülern oder Schulmeistern handelt oder nicht. HERDER, der an den Legenden „eine gewisse Innigkeit und schmucklose Einfalt, eine populare Herzlichkeit und Rührung“ schätzte, ist der hexametrischen Heiligendichtungen sicherlich nicht froh geworden. Infolge dieser Traditionsbindung sind die Unterschiede zwischen den Dichtern bisweilen eher gering und resultieren vor allem daraus, in welchem Maß sie das dichterische Material überlegen-spielerisch beherrschen oder ihm ausgeliefert sind. Fortschritte und damit Entwicklungen sind nicht immer mit Sicherheit zu fassen. Was die Sprachform der rhythmischen Dichtungen anlangt, so hat Wilhelm Meyer aus Speyer, einer der Väter der mittellateinischen Philologie, gelehrt: „Ist ein Gedicht in derartigen einfachen Formen geschrieben, so ist schwer zu erkennen, ob es im 7. oder erst im 11. Jahrhundert entstanden ist,“⁵ – eine Aussage, die einen Historiker der neueren und neuesten Literatur irritieren muß.

Die Dichtungen dienen zudem weniger der Unterhaltung als der Erbauung der intendierten Hörer oder Leser – der Erweckung und Festigung ihrer christlichen Frömmigkeit und ihrer Bereitschaft zur Nachfolge Christi in Martyrium oder Askese; und/oder sie dienen der Kultpropaganda – der Versicherung der besonderen Gegenwart des jeweiligen Heiligen am Ort seiner Verehrung, der Festigung und Verbreitung des Glaubens an seine Mittlerschaft, an seine Bereitschaft und Fähigkeit, dem, der ihn gläubig verehrt, im Diesseits zu helfen und im Jenseits vor Gott beizustehen. In jedem Fall wird der Heilige gerühmt, ist hagiographische Dichtung ihrem Wesen nach panegyrisch, und zwar in einem noch höheren Grade als hagiographische Prosa. Wenn etwa in einer *Vita Brigidas* berichtet wird, die irische Heilige sei das Kind nicht der Gattin, sondern einer Konkubine ihres Vaters, so unterdrückt der Dichter des Brigittenlebens diesen ‚Makel‘; das ist ein durchaus typischer Fall.

Nicht geringere Schwierigkeiten stehen der Bestimmung des Sitzes unserer Dichtungen im Leben entgegen. Auffälligerweise sind die allermeisten erzählenden hagiographischen Versdichtungen ganz im Gegensatz zu den Prosamartyrien oder -viten in lediglich einer oder in nur einer vollständigen Handschrift oder als Fragment erhalten. Es scheint sich also um eine Gattung zu handeln, die dank ihrem Ansehen auch dem des Heiligen und damit dem des Klosters oder der Kirche zusätzlichen Glanz verleihen sollte, doch in den Lesungen waren sie nicht verwendbar, und so bedurfte man ihrer nicht, wohl

5 W. Meyer, *Gesammelte Abhandlungen zur mittellateinischen Rythmik*. Bd. 1. Berlin 1905 (Ndr.: Hildesheim/New York 1970), S. 175.

nicht einmal in der Schule. Nur selten sind sie in Sanktoralien und anderen liturgischen oder paraliturgischen Handschriften oder im Zusammenhang schulischer Texte überliefert.

Offenkundig stand das Verseschmieden mindestens bei einem Teil der Kirchenleute in hohem Ansehen – davon zeugt schon der Schmuck von Prosawerken durch Verspartien (Prosimetra) und die Tatsache, daß manche Dichter ein und dieselbe Vorlage in Prosa *und* in Verse umgesetzt haben (*opera gemina*). Nebenbei darf man vermuten, daß die Dichtungen auf heilige Martyrer, Mönche, Äbte, Bischöfe als geeignete Mittel erschienen, den Mönchen und Klerikern, die ja ganz überwiegend dem Adel entstammten und adelige, d. h. weltliche Werte in sich trugen, ein neues Heldenideal zu vermitteln – hagiographische Literatur ist stets auch paränetisch. Der Langobarde Paulinus von Aquileia, zugleich bedeutender Kirchenmann, Politiker, Theologe *und* Dichter, ließ im Jahre 798 die Synode von Cividale u. a. folgendes beschließen⁶:

Item placuit, ut eas prorsus mundanas dignitates, quas seculares viri vel principes terrae exercere solent, in venationibus scilicet vel in canticis secularibus aut in resoluta et immoderata laetitia, in liris et tibiis et his similibus lusibus, nullus sub ecclesiastico canone constitutus ob inanis laetitiae fluxum audeat fastu superbie tumidus quandoque praesumendo abuti, nisi forte, si in ymnis et spiritalibus canticis delectatur, de sacris videlicet scripturarum voluminibus digne honesteque compositis utatur. Ab his igitur non solum non inhibemus abstinere, verum etiam connibentes licentiae concedimus votum.

„Gleichfalls wurde beschlossen, daß niemand, der unter das Kirchenrecht fällt, in einem Übermaß eitler Lust, aufgeblasen von stolzem Hochmut es wagen solle, jemals in seiner Dreistigkeit jene ganz und gar weltlichen Standesrechte mißbräuchlich auszuüben, die Laien oder Fürsten dieser Welt auszuüben pflegen: die Jagd oder den Gesang weltlicher Lieder oder zügellose und unmäßige Fröhlichkeit bei Saitenspiel und Flötenklang und dergleichen Unterhaltung, ausgenommen natürlich, wenn man sich an Hymnen und geistlichen Liedern <vgl. Eph. 5, 19; Col. 3, 16> erfreut, die nach der Heiligen Schrift schicklich und löblich geschaffen sind – dessen nämlich sich zu enthalten, verlangen wir nicht nur nicht, sondern erteilen dazu sogar nachsichtsvoll die Erlaubnis.“ Vermutlich hätte Paulinus auch Lieder über Heilige gelten lassen.

6 Concilium ForoIulense, a. 796 vel 797, in: MGH *Concilia*, Bd. 2, 1 (*Concilia aevi Karolini*, Bd. 1, 1), ed. A. Werminghoff. Hannover/Leipzig 1906, Ndr. 1997, S. 177-195, hier S. 191; c. VI,

Ein gravierendes Problem stellt sich der Absicht, eine *Geschichte* der Gattung zu schreiben, also die Werke in ihrer chronologischen Abfolge und in ihrem inneren, genetischen Zusammenhang darzustellen, in den Weg: Rund zwei Drittel der Werke sind anonym überliefert. Nun bieten zwar auch das Alter der Handschriften, ihr Entstehungsort, die Geschichte der Verehrung des jeweiligen Heiligen, insbesondere Informationen über die Kulteinführung und über die Kultzentren sowie über die Entstehung und Verbreitung der zugrundeliegenden Legende, Angaben über den/die Adressaten, historische Anspielungen usw. Hilfen bei der Datierung und Lokalisierung der jeweiligen Texte, aber bisweilen hilft auch das nicht weiter. So ist die Verehrung des Mauritius und der thebaischen Legion, ist die des Christophorus sehr weit verbreitet und bietet keinen Anhaltspunkt für die einigermaßen zuverlässige zeitliche und örtliche Einordnung der ihnen gewidmeten Dichtungen.

Ein Fall sei beispielshalber wenigstens angedeutet: Ludwig Konrad Bethmann hatte in einem Codex des XII. Jahrh. eine *Translatio duodecim fratrum*⁷ gefunden und Georg Waitz eine Abschrift davon übersandt mit der Vermutung, daß es sich dabei um ein Werk Alfanus' I., Erzbischofs von Salerno von 1058–1085, handele⁸. Waitz dagegen datierte das Gedicht in die zweite Hälfte des VIII. Jahrh.: Der beneventanische Herzog Arichis II. (reg. 758-787), so argumentierte er, werde darin derart mit Lob überhäuft, wie es von einem Zeitgenossen, kaum aber von einem (fast) drei Jahrhunderte später lebenden Autor zu erwarten sei. Damit ist er durchgedrungen. Vergleichen wir aber diese ‚Translatio‘ mit den demzufolge zur gleichen Zeit am selben Ort entstandenen Versen eines Meisters wie Paulus Diaconus⁹, so fällt auf, daß der Translatio-Dichter (wie auch Alfanus I.) Elision fast gänzlich meidet und nicht ganz so konsequent, aber doch auch weitgehend auf Reim verzichtet. Das steht ganz im Gegensatz etwa zu dem – ebenfalls Arichis preisenden – Gedicht IV 1 Neff (VI Dümmler) des Paulus Diaconus auf Salerno, von dessen 32 Versen sich 14 reimen, und in dem sich in elf Versen 13 Elisionen finden. – Ich habe nun Waitzens Verse in einer Dichtung des Alfanus gefunden¹⁰. Damit – und das ist literarhistorisch belangvoll – ist der erste metrische Translationsbericht nicht um 750 in Benevent, sondern erst zwischen

7 BHL 2300; Schaller/Könsgen 9968; *Text*: ed. G. Waitz, in: MGH *Scriptores rerum Langobardicarum et Italicarum saec. VI-IX*. Hannover 1878 (Ndr. Hannover 1988), S. 574-576.

8 *Text seiner Gedichte*: A. Lentini/F. Avigliano (edd.), *I carmi di Alfano I arcivescovo di Salerno*. (Miscellanea Cassinese, Bd. 38). Montecassino 1975.

9 K. Neff (ed., comm.): *Die Gedichte des Paulus Diaconus – kritische und erklärende Ausgabe*. (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, Bd. 3, H. 4). München 1908.

816 und 840 in Lyon entstanden, *nach* den ersten prosaischen Translationsberichten, wie zu erwarten war.

Damit breche ich ab. Lassen Sie mich dem Gegenstand *und* dem Anlaß unserer Sitzung angemessen mit Versen schließen, die der Bischof Donatus von Fiesole, ein Ire, vermutlich Autor einer erzählenden hagiographischen Großdichtung auf die heilige Brigida, etwa 876 in seiner Widmung an einen Ungenannten schrieb und die auf unseren Jubilar vorzüglich passen:

„Was in vergangenen Zeiten die alten Dichter gesagt haben, der Grieche Theokrit, Hesiod aus Askra, Arat, der wie mit einem Stab uns die Gestirne am Himmel deutet, die Grammatik Priscians, die Lehren Vergils – nichts in den Büchern der Griechen, nichts in den lateinischen, soweit es von Wert ist, ist dir verborgen; alles, was die Alten vorgetragen haben, liegt vor dir bloß.“

Quae dixere prius prisci, qua digna, poetae,
Teocritus Graecūs, Ascrius Esiodus,
Aratus, radio designans caelitus astra,
Grammata Prisciani, dogmata Virgilio,
Nulla latent libris Graecorum, nulla Latinis –
De veterum dictis omnia nuda tibi.

10 In der Ausgabe von A. Lentini/F. Avigliano findet sich diese exakt 1000 Hexameter umfassende Dichtung als Nr. 13 auf S. 97-126, die von Waitz veröffentlichte Passage S. 123-126 als die vv. 901-993, wobei v. 960 bei Waitz fehlt und Waitzens Verse 74-79 (Datum der Translatio) sowie 99-101 (Schreiberverse) von den Herausgebern athetiert worden sind.